

MiMe books

FRANK COATES

DIE TRÄNEN DER MASSAI



Weltbild

Als der Australier Jack die schöne Massai Malaika kennen lernt, ist er sofort von ihr fasziniert. Doch Malaika hat trotz ihrer Jugend eine bewegte und unglückliche Vergangenheit, die sie nie ganz vergessen hat. Heute könnte sie mit Jack glücklich sein, doch dann holt diese Vergangenheit sie wieder ein - in Gestalt skrupelloser Elfenbeinschmuggler. Einer von ihnen ist ihr Vater, der sie einst nach altem Stammesbrauch zwangsverheiraten wollte. Als Malaika und Jack seine Pläne zu durchkreuzen drohen, geraten sie und ihr Geliebter in höchste Gefahr... Ein hochspannender Roman über den schwarzen Kontinent und seine Mythen und über eine bedrohte Liebe.

Frank Coates

Die Tränen der Massai

Roman

Weltbild

Der Autor

Frank Coates wurde in Melbourne geboren und arbeitete lange Jahre im Bereich Telekommunikation in Australien und anderen Ländern. 1989 wurde er von den Vereinten Nationen nach Nairobi berufen. Vier Jahre lang reiste er durch Afrika und lernte dabei in Tansania eine Frau vom Nyamwezi-Stamm kennen, die er heiratete. Frank Coates hat zwei Kinder und fünf Enkelkinder und lebt in der Nähe von Sydney.

Die englische Originalausgabe von Tränen der Massai erschien 2004 unter dem Titel Tears of the Massai bei HarperCollins Publishers Australia Pty Limited, Sydney, Australia.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2016 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2004 by Frank Coates

Published by arrangement with HarperCollins Publishers Australia Pty Limited.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Literary Agency GmbH, München

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2005 by Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Übersetzung: Regina Winter

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-248-2

Zum Andenken an Bernd Torzowski –
einen Mann Afrikas



1830-1889



Mbatian

1839-1876



Unbekannt

DER KIDONGI-KLAN

1830-1989

1858-1917



Sendeyo

1860-1911



Lenana

1893



Naisua

1911-1961



Seggi

1929-1950



Agnes

1926



Mengoru

1946



Penina

1936



Hamis

1950-1950



Tochter

1962



Kireko

1965



Malaika

1972



Ziada

Prolog

Sie kamen aus dem Norden, aus dem Nilbecken, und von diesem Fluss erhielten sie auch ihren Namen: Niloten. Hochgewachsen. Ebenholzscharz. Sie waren ein sehr widerstandsfähiges Volk; die Männer so zäh wie eine Lederschnur, die Frauen elegant und anmutig. Wunderschön.

Sie hatten seit drei Jahrtausenden den Boden ihres Tals bearbeitet. Es gab viel zu essen, und die Menschen waren glücklich. All diese Zeit hatten sie ein gutes Leben geführt, so gut, dass sie kaum so etwas wie Herrscher brauchten. Wenn es Streit gab, sprachen die Ältesten miteinander darüber.

Im Paradies gab es keine Sünde.

In dem tiefer gelegenen Teil des Tals, wo die schwarze Erde an den Ufern des mächtigen Flusses von seinem alljährlichen Hochwasser genährt wurde, blieb es fruchtbar, Jahr um Jahr, Jahrzehnt um Jahrzehnt. Aber an den Hängen und auf der Hochebene oberhalb des Flusstals gab es viele Bauern, denen es nicht so gut ging. Das Land verlor nach und nach seine Kraft. Es spielte mit ihnen, indem es Jahre schwerer Arbeit zu Zeiten der Trockenheit mit einem einzigen Jahr des Überflusses belohnte. Es betrog das Volk, zwang es, Schafe und Ziegen zu züchten, die in schlechten Jahren zu seiner Rettung wurden.

Im Lauf von Generationen wurden die Menschen der Hochebene immer ruheloser. Die Tiere verlangten mehr und mehr Weidefläche, weil das Land sie nicht genügend ernährte. Es waren diese ländlichen Niloten, die schließlich dem Befehl des Landes gehorchten und sich vor mehr als tausend Jahren nach Süden wandten.

Sie kamen um des Landes willen, aber andere waren vor ihnen eingetroffen – ein Volk aus dem Osten des Kongo, dem sie in der Nähe des großen Sees begegneten, den man später Viktoriasee nennen würde. Diese Bantu waren organisiert und aggressiv. Ihr Wohlstand erlaubte ihnen, große Armeen zu unterhalten. Die Niloten kannten sich mit der Kriegskunst wenig aus und konnten daher nicht gegen die Bantu bestehen. Es würde mehrere Jahrhunderte dauern, bis ihre Toten gerächt wurden. Der Schild der Bantumacht lenkte die Südwärtsbewegung der Niloten in eine andere Richtung. Die Begegnung dieser Stämme sollte den Kontinent erschüttern und die nächsten zehn Jahrhunderte afrikanischer Geschichte formen.

Das äthiopische Hochland östlich des Nils war die traditionelle Heimat der Kushiten, eines Volkes mit brauner Haut, geraden Nasen und hohen Wangenknochen – eher mediterrane als afrikanische Züge. Weshalb sie ihr in Terrassen angelegtes Bauernland zurückließen und zu den feuchten Wäldern Ostafrikas zogen, ist unbekannt. Als die Niloten aus dem Westen kamen, vereinnahmten sie diese Nachbarn mit den feineren Zügen, aber nicht gewaltsam, sondern durch Heirat.

Die Geschichten aus diesen uralten Zeiten berichten von dem ersten Sohn der ersten solchen Ehe. Er hieß Maasinta und wuchs zu einem prächtigen jungen Mann heran. Er war hochgewachsen wie sein Vater, der Nilote, und hatte lange, starke Muskeln, so fest wie Bogensehnen, an seiner schlanken Gestalt, aber auch das elegante, feinknochige Gesicht

und die sanften, leicht mandelförmigen Augenseiner kushitischen Mutter. Seine Sprache, die er Maa nannte, und seine glänzende schwarze Haut stammten vom Nil, ebenso wie seine Haltung. Einige hätten ihn als distanziert, ja sogar arrogant beschrieben, aber so war es nicht. Maasintas Haltung spiegelte nur den Stolz wider, den er empfand, weil er der Sohn solch guter Eltern war.

Eines Tages, als Maasinta nach Essen suchte, erklang eine Stimme wie Donner aus dem wolkenlosen Himmel. »Maasinta!« Es war die Stimme des Schöpfers der Erde, des Ngai, des Gottes seiner kushitischen Verwandten. »Du musst zwischen dem heiligen Berg von Ol Doinyo Sabak und dem silbernen Gipfel des Kilima N'jaro einen großen Pferch bauen. Errichte ein Haus in seiner Mitte und warte auf meine Botschaft. «

Maasinta ging und tat, was man ihm gesagt hatte, und wartete auf weitere Anweisungen Ngais.

Als Ngai zurückkehrte, sagte er zu Maasinta: »Morgen musst du dich sehr früh vor dein Haus stellen, denn ich werde dir ein Geschenk machen, das man Rinder nennt. Diese Tiere sind seltsam, aber fürchte dich nicht. Vor allem aber musst du still sein, bis du alle Rinder hast, die du willst.«

Sehr früh am nächsten Morgen kam Maasinta der Anweisung nach. Bald schon hörte er Donnerrollen, und Gott ließ eine lange Lederschnur vom Himmel zur Erde herab. Rinder stiegen an dieser Schnur entlang in den umzäunten Bereich. Der Boden bebte so heftig unter ihren Hufen, dass Maasintas Haus beinahe eingestürzt wäre. Er hatte schreckliche Angst, bewegte sich aber nicht und gab keinen Laut von sich. Aber noch während die Rinder herabstiegen, erwachte der Dorobo, der ein Nachbar Maasintas war. Als er die zahllosen Rinder sah, die die Schnur herunterkamen, schrie er: »Ai! Ai! Ai!«

Als Gott das hörte, zog er die Schnur zurück, und es stiegen keine Rinder mehr herab. Gott glaubte, Maasinta hätte gerufen, und er sagte: »Diese Rinder genügen dir also? Nun gut, das ist alles, was du bekommen wirst. Kümmere dich um sie, denn sie sind dein Leben. Sorge gut für sie, wie ich für dich gesorgt habe, denn sie sind das letzte Geschenk, das du von mir erhalten wirst.«

So kam es, dass die Massai alle Rinder auf der Welt besaßen. Es ist auch der Grund, wieso die Massai die Dorobo verachten. Denn Maasinta war zornig auf seinen Nachbarn, weil er Ngais Geschenk verringert hatte. Er verfluchte ihn und sagte: »Dorobo, du bist derjenige, der Gottes Schnur durchtrennt hat. Mögest du so arm bleiben, wie du es immer gewesen bist. Möge die Milch meiner Rinder Gift auf deinen Lippen sein.« Bis auf den heutigen Tag sind die Dorobo Jäger und erhalten nie Lebensmittel von den Massai.

Die Rinder wuchsen und blühten ebenso wie die Massai, denn wie Ngai versprochen hatte, war Rindvieh ihre Stärke.

Vom Rindvieh bezogen die Massai ihr Essen, ihre Kleidung und ihre Häuser. Rindvieh war ihr Brautpreis und der Maßstab der Stellung eines Mannes in ihrer Gesellschaft. Sie nährten sich von Milch, die sie mit Blut mischten, das sie lebenden Tieren abzapften. Häute und Felle wurden für Matratzen, Sandalen, andere nützliche Dinge und Schmuck verwendet. Der Dung lieferte Baumaterial. Selbst der Urin der Rinder konnte als Medizin und zum Säubern benutzt werden. In Maa gab es über hundert Wörter, um die Tiere zu beschreiben.

Etwa zu dem Zeitpunkt, als Maasintas Nachkommen in den ostafrikanischen Grabenbruch, das Great Rift Valley, vordrangen, ging der erste Weiße in Mombasa an Land. Inzwischen hatten sich die Rinder der Massai in großer Zahl auf der Savanne ausgebreitet. Gerüchte von einem seltsam bleichen Stamm am äußersten Rand ihres Weidelandes beunruhigte sie kein bisschen.

Sie fürchteten niemanden, denn sie hatten, seit sie Jahrhunderte zuvor von den leidenschaftlichen Bantukriegern besiegt worden waren, eine tödliche Kriegsmaschinerie entwickelt. Eine enge Formation von Kriegerern oder Phalanx bildete eine bewegliche Festung, die hervorragend für die Savanne geeignet war. Und die Waffen der Massai – ein kurzes Schwert und ein Speer mit langem Schaft – sorgten für ihren Schutz, solange die Formation intakt blieb.

Der Brauch der Massai, Generationen in Altersgruppen zu unterteilen, stammte von Maasintas kushitischer Mutter. Er lieferte die lebenswichtige Verbindung, der die Phalanx während eines Angriffs zusammenhielt. Männer in einer Altersgruppe waren vielleicht keine Blutsverwandten, aber ansonsten in jeder Hinsicht Brüder. Die Altersgruppen wuchsen miteinander von Jungen zu Kriegerern und dann zu Ältesten heran. Jeder Schritt festigte diese Verbindung, den Schlüssel zum Erfolg ihrer militärischen Technik. Und es war diese Militärmaschine, die es den Massai erlaubte, die Weideflächen auszudehnen, die sie für ihre geliebten Rinder brauchten.

Es widerstrebte den Massai, vom Althergebrachten abzuweichen. Die Bräuche aus Maasintas Zeiten hatten dazu geführt, dass sie an Kraft und Wohlstand gewannen, also hielten sie es nicht für nötig, einen offiziellen Herrscher zu haben. Die Krieger oder Moran hatten die Anführer ihrer Altersgruppe, um Feldzüge zu koordinieren. Die Ältesten lieferten Weisheit und moralische Führung, während einige besondere Personen, Laibon genannt, für spirituelle Anleitung sorgten. Ein solch besonders begabter Mann war Mbatian ole Sopot. Sein Ruf als Medizinmann und Prophet verschaffte ihm den Titel des Großen Laibon. Er lebte zur Zeit der Morgendämmerung des weißen Mannes in Zentralafrika, zu einer Zeit, als sich die Massai vielleicht auf dem Höhepunkt ihrer furchterregenden Kraft befanden. Aber Mbatian wurde von schrecklichen Visionen gequält. Er rief die Massaiältesten zusammen und sagte zu ihnen: »Ich werde bald sterben. Ich sehe ein großes schwarzes Rhinoceros, das eine Schneise durchs Land bricht. Auf seinem Rücken sitzen rosa Menschen. Ich sehe das Ende meiner Kinder und das des Landes. Verlasst euer Land nicht, denn wenn ihr das tut, werdet ihr an einer schrecklichen unbekanntem Krankheit sterben, eure Rinder werden eingehen, und ihr werdet gegen einen mächtigen Feind kämpfen und verlieren.«

Falls dieser kurze Abriss den Eindruck einer raschen Wanderung vermittelt hat, die sich ereignete wie ein Sturm, wild und von Zerstörung begleitet, dann war das irreführend. Die Bewegung der Massai erfolgte eher wie ein Dahintreiben, nicht wie eine schnelle Fahrt. Sie zogen mit sachtem Schritt weiter und donnerten nicht einher. Aber die Forderungen ihres Viehs waren für sie wichtiger als alles andere, und alle, die sich ihnen widersetzten, waren zum Untergang verurteilt. Sie vernichteten ihre Feinde vollständig, und sie zogen weiter, wie sich glühender Stein aus einem uralten Vulkan bewegt: träge, tödlich, unaufhaltsam. Sie drängten alle vor sich her, bis sich das Massaiterritorium vom

Indischen Ozean bis zu dem großen See, vom Schnee des Kilimandscharo bis zum Rand des sudanesischen Ödlands erstreckte.

Dem Großen Laibon folgte sein Sohn Lenana, der seinem Volk versprach, wenn sie dem weißen Mann etwas von ihrem besten Land gaben, würde das die Eindringlinge friedlich stimmen und weitere Tragödien vermeiden.

Er hatte sich geirrt.

I

Das schwarze Rhinoceros

Aus Peabodys Ostafrikaführer (5. Auflage):

Ein Ostafrikatourist sollte unbedingt den Versuch unternehmen, die gewaltige Anzahl von Stammeskulturen zu erforschen, von denen viele über interessante Überlieferungen verfügen.

Die Massai erzählen zum Beispiel von einem Ahnen namens Mbatian, dem Großen Laibon, der von einem schwarzen Rhinoceros und seltsamen, gefährlichen Männern träumte, die auf dessen Rücken ritten.

1896, sieben Jahre nach Mbatians Tod, erschien das schwarze Rhinoceros tatsächlich. Es war gefüllt mit Feuer und rülpste Rauchwolken, als es auf eisernen Schienen ins Herz des Massailands rollte. Es brachte wie vorhergesagt den neuen Feind. Und mit ihm kamen die Rinderpest, die die Herden der Massai dezimierte, und die Pocken, die jedem zweiten Mann, jeder zweiten Frau und jedem zweiten Kind einen schrecklichen Tod bereiteten.

1892

Der Wald lag dunkel am Fuß des Berges. Als Lenana dieses schattige Haus betrat, schlossen sich grüne Wände um ihn. Die Baumwipfel verbargen den hellen Morgenhimmel, und Lenana spürte, wie seine Stimmung sich verfinsterte, passend zum Dunklerwerden des Dschungels. Seine dünnen Ledersandalen hinterließen Fußabdrücke auf dem moosbedeckten Boden. Sein Weg zog sich langsam bergan, zunächst durch das dichte Unterholz aus Bambus, dann vorbei an massiven Sykomoren und Feigenbäumen. Bald schon schmerzten seine Knie, und es tat weh, zu atmen. Er ruhte sich einen Augenblick aus, und das Schweigen des Waldes umschlang ihn wie ein Umhang. Kein Wind, kein Vogelzwitschern störte die von Ranken umwundenen Äste hoch über ihm.

Er ging weiter bergauf und erreichte die zerklüfteten Felsformationen kurz vor dem Gipfel, und dann stand er auf dem felsigen Gipfel mit seinen Grasbüscheln und Zwerglobelien.

Die finstere Stimmung des Waldes war ihm vom grünen Fuß des Berges bis zum felsigen Gipfel gefolgt. Das war nur angemessen, denn Lenana war sehr beunruhigt, und Onjo Lomoya, der bergige Geburtsort seines Ahnen, wusste dies und grübelte mit ihm.

Er fand das Feld der zu Stein gewordenen Lava, in dem sich eine flache Höhle befand, und setzte sich an den Höhleneingang. Die Sonne erhob sich hinter dem uralten Berg und warf lange Schatten in den Grabenbruch, der sich vor ihm weit nach Westen erstreckte.

Sein Geist begab sich an jenen stillen Ort, an dem seine Träume und seine Magie verweilten. Er summte sein Begrüßungslied für Ol-le-Mweiya, den Ersten. Mweiya würde wissen, dass Lenana seine Macht verloren hatte. Er würde wissen, wieso Lenana keine Anzeichen des drohenden Sterbens gesehen hatte und warum so viele von seinem Volk umgekommen waren und immer noch starben. Lenana rieb sich die Hände, um sie zu wärmen und den Schmerz zu lindern. Mweiya würde es wissen.

Selbst die kleine Interekai, seine zweitgeborene Tochter von seiner dritten Frau, war krank, und er, der Laibon, war wieder einmal hilflos. Warum?

Leise summte Lenana weiter, und der freundliche Nebel sammelte sich in seinem Geist. Die knöchigen Ellbogen auf knöchige Knie gestützt, sackte der Kopf des Laibon langsam nach vorn auf die verschränkten Arme. Der Nebel nahm ein warmes Grün an, und dann vertieften sich die Farben zu Orange, Blau und Violett, dem Zeichen, dass ein Geist sich näherte. Aber die Traumfarben verschwanden wieder. Lenana verzog das Gesicht und versuchte, die Farben der Sonne zurückzuzwingen, damit sie Mweiya brachten, wie er es gewohnt war. Aber der sich bewegende Nebel blieb weiterhin kalt und grau.

Plötzlich erschien eine Gestalt.

Es war nicht Mweiya, aber der Mann war Lenana dennoch vertraut.

»Sendeyo!«, sagte Lenana.

»Bruder. Du bist überrascht, mich zu sehen?«

»Wie bist du hierher gekommen, Sendeyo? Ich habe dich nicht gerufen. Geh jetzt. Ich erwarte Mweiya.«

»Aber er war es, der mich zu dir geschickt hat, mein Bruder.«

»Du lügst, wie du es immer tust. Und jetzt machst du dich sogar vor dem Ersten zum Narren.«

»Das stimmt nicht, Bruder. Du willst Antworten, willst wissen, wieso deinem Volk so schreckliche Dinge zugestoßen sind, oder? Man hat mich geschickt, weil ich habe, was du suchst.«

Lenana versuchte, den Blick seines Bruders zu deuten. »Also sprich.« Sendeyo lächelte und genoss diesen Augenblick.

»Bruder, die Pestilenz und das Leiden deines Volks kommen aus deinem eigenen Enkang, deinem eigenen Dorf.« Er hielt inne, um Lenanas verblüfften Gesichtsausdruck zu genießen. »Es waren deine Taten, die dieses Leid über deine Familie und dein Volk gebracht haben.«

Als Lenana schwieg, fuhr Sendeyo fort. »Als du durch Heimtücke Nachfolger unseres Vaters wurdest ...«

»Unser Vater Mbatian hat mir die Steine gegeben!«

»Ich bin der ältere Sohn. Es stand mir zu, ihm nachzufolgen.« Sendeyos Abbild bebte im flackernden Licht.

»Aber ich bin der Laibon«, erklärte Lenana trotzig und mit einem dünnen Lächeln.

»Es waren Betrügereien, die dir die Nachfolge eingebracht haben.«

»Und du bist ein Dieb, Sendeyo! Du hast Mbatians heilige Steine gestohlen, um schwarze Magie zu praktizieren. Für dieses Verbrechen habe ich dich verbannt.«

»Ja, du hast mich und meinen Klan verbannt ... Aber das ist gleichgültig, denn ich habe die Steine, und ich habe gelernt, ihre Macht zu nutzen.« Sein Lachen war ein widerwärtiges Geräusch, das in dem wirbelnden Nebel von Lenanas Vision widerhallte.

»Du selbst bist Zeuge meines Erfolgs mit ihrer Magie.«

»Wie meinst du das?«

»Dieser Tod, der deine Lieben nimmt und sich deinen jämmerlichen Anstrengungen widersetzt, ihn zu besiegen, kommt aus deinem eigenen Enkang. Er ist die Folge deines

Betrugs!«

Der Nebel wogte in großen Schwaden um Sendeyo herum.

»Ich bin das Werkzeug deiner Strafe. Ich habe diesen Fluch über dich und deinen Klan verhängt. Ha! Wenn du wirklich der Laibon bist, wieso kannst du dann den Dorn, der dir solche Qualen verursacht, nicht erkennen und ihn herausreißen?«

Wieder lachte Sendeyo.

Lenana ballte die schmerzenden Hände zu Fäusten und lockerte sie wieder. »Genug von diesem leeren Geschwätz! Wenn du gekommen bist, um dich an unserem Leid zu erfreuen, genieße es und dann verschwinde. Lass mich in Frieden.«

»Nein, Bruder, ich bin nicht gekommen, um meine Schadenfreude zu genießen, sondern um dich zu informieren. Da du nicht imstande bist, den Grund für dieses Leid zu finden, informiere ich dich.« – »Warum?«

»Ah, vielleicht, weil es mich erfreut, es dich wissen zu lassen.«

»Also sag es mir«, zischte Lenana.

»Komm schon, Lenana. Du musst es doch wissen. Denk nach. Oder hat dein schwächerer Geist dich vollkommen verlassen? Hier, ich werde dir helfen. Sag mir eines: Wann litten deine Leute zum ersten Mal an dieser Krankheit, dem Fieber und den Wunden, aus denen Wasser und Eiter dringen?«

Der Nebel zeigte ihm ein Bild seines erbarmungswürdigen Volkes, dessen aufgedunsene Körper in ihrem eigenen Dreck lagen. Die schreckliche Krankheit war aus der südlichen Savanne gekommen und hatte einen schnellen, aber unwürdigen Tod gebracht.

»Und wann begann die Viehseuche? Du musst dich doch an den Tod deiner eigenen Rinder erinnern.«

Lenana erinnerte sich.

Die Herden waren in ihrem eigenen Schleim ertrunken. Kadaver hatten das Land von einem Horizont zum anderen bedeckt. Eine Hungersnot war die Folge gewesen. Dann hatte es zwischen den Klans Kriege um die wenigen verbliebenen Rinder gegeben.

Es war zu viel für Lenana. Er konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen.

Wann war das gewesen? Die Trockenheit war der Krankheit gefolgt. Aber wann hatte es begonnen? War es in der Trockenzeit nach dem Tod seines Vaters gewesen? Ja! Das war es. Das Jahr der Namenszeremonie für die kleine Interekai.

»Das war der Anfang. Und nun, bevor ich es dir enthülle, sollst du noch etwas wissen: Du hast für deine Falschheit teuer bezahlt, aber du wirst noch mehr zahlen.« Sendeyos Bild verschwamm im Nebel. »Mein Fluch wird dir nicht nur bis ins Grab folgen, sondern deinen gesamten Klan heimsuchen. Alle Aiser werden leiden. Es ist dein Schicksal, Bruder, und das Schicksal aller Laibons des Aiser-Klans, die dir folgen werden.« Sendeyo begann zu singen:

»O du Laibon der Aiser,
o du Laibon der Aiser,
genieße deine Söhne,
genieße deine Söhne, solange du kannst.

Aber achte auf die Geburt einer Tochter.
Lass die erste deiner Töchter dir eine Warnung sein,
denn die zweite Tochter wird den Dämon loslassen,
den Dämon des Todes in deinem Enkang.
Die zweitgeborene Tochter lässt den Dämon los,
den Dämon des Todes in deinem Enkang.
Und viele Massai werden sterben, ich warne dich,
oh, viele, viele Massai werden sterben.«

Sendeyos Bild schmolz dahin. »Ich gehe jetzt, also verfluche mich ruhig, Lenana. Du kannst mir nichts Schlimmeres antun als das, was mir bereits angetan wurde.«

»Es ist nicht notwendig, dich zu verfluchen, Sendeyo, denn die gleiche Bosheit, die dich zu diesem Gemetzel getrieben hat, verfolgt dich wie ein verwundeter Löwe. Und sie wird dich ebenso sicher töten.«

Der kalte Nebel nahm langsam wärmere Rosa- und Gelbtöne an, als das Bild von Lenanas jüngerer Tochter an die Stelle Sendeyos trat. Sie sah ihren Vater aus traurigen, tief liegenden Augen an.

»Interekai! Tochter, was bringt dich hierher?« Er hatte seit ihrer schwierigen Geburt sehr an seiner zweiten Tochter gehangen. Er hatte getan, was er konnte, damit sie kräftiger wurde, aber sie war schwächlich geblieben. »Komm zu mir, meine Kleine.«

Sie hob ihm ihre winzige Hand entgegen. Die Farbe des Nebels verblasste. Das Bild des kleinen Mädchens löste sich auf, und das Grau kehrte zurück.

Lenana schreckte auf. Unter Schmerzen bewegte er sich und kam mühsam auf die Beine. Ich muss zum Enkang zurückkehren! Er eilte zum Weg zurück.

O du Laibon der Aiser!

Sendeyos Worte verfolgten ihn, als er durch den hohen Wald eilte.

Lass die erste deiner Töchter dir eine Warnung sein.

Er drängte sich durch die rauen Bambusstangen. Sie schnitten, rissen und kratzten ihn.

Denn die zweite Tochter wird den Dämon loslassen ...

Nun hatte er den Wald hinter sich und rannte durch das hohe Gras. Das Enkang mit seinem trägen Rauch und den schläfrigen Ziegen kam in Sicht. Lenana atmete schwer.

Der Dämon des Todes in deinem Enkang ...

Durch das Dröhnen in seinem Kopf vernahm er einen schrecklichen Laut, der schwach und verloren über das trockene, brüchige Gras hinwegwehte. Vielleicht war es nur der Wind. Er hielt den Atem an, um es noch einmal zu hören. Nichts. Er eilte weiter. Zwischen den Atemzügen lauschte er angestrengt. Es blieb still.

Er hielt länger die Luft an, lauschte, atmete dann schnell aus. Es war da, dann war es wieder verschwunden.

Und viele Massai werden sterben, ich warne dich ...

Auf der flachen Anhöhe oberhalb des Enkang füllte er seine Lunge mit dem warmen Duft guter Weiden. Er hielt den Atem abermals an, bis das Geräusch erneut erklang, das die trockene Luft kalt werden ließ. Lenana kannte dieses Geräusch. Er wusste, was im Enkang auf ihn wartete.

Eine lang gezogene Klage ertönte aus der Hütte, aus der nun eine Frau auftauchte, einen kleinen Körper auf den Armen. Hände baumelten schlaff an herabhängenden braunen Armen. Dünne Beine schwangen hin und her, als die schluchzende Frau ihr Gesicht an die Brust des toten Kindes drückte. Zwei weitere Frauen folgten und erhoben ihre Stimmen zu einer schrillen Totenklage, während Lenana auf die Frau mit dem Kind zuing. Seine dritte Frau. Ein lauter werdender Chor der Trauer erfüllte das Tal.

Lenana hob das Gesicht zum Himmel und zum Wind. Er betete um Vergebung, aber er wusste, er würde diese Schuld mit ins Grab nehmen, wusste, dass das Selbstmitleid, das ihn nun überwältigte, ihn anwidern würde, wenn seine Trauer schließlich nachließ. Tränen liefen ihm über die Wangen. Sein Schrei, der Schrei eines verwundeten Tieres, stieg in Ngais klaren blauen Himmel auf.

Oh, viele, viele Massai werden sterben.